

## BABRIANA

---

Seit 1906 kernt man durch Jouget und Pedrizet (in Wesselys Stud. z. Paläogr. u. Papyrusk. VI 160 f.) ein ägyptisches Schulheft des 4. Jahrhunderts, das auf seinen zwei Schlussblättern als letztes Übungsstück, unmittelbar vor einer Art *subscriptio scholastica* (εὐτυχῶς τῶ ἔχοντι κτλ.) eine Niederschrift des ersten Babriusprologs bringt, allerdings ohne dessen zweiten Teil (v. 14 ff. Crus.), nur die erste Hälfte mit der Schilderung des goldenen Zeitalters, und auch diese ohne den Abschlussvers *θνητῶν δ' ὑπῆρχε καὶ θεῶν ἑταιρεία*. Das Diktat hat sich eben auf dieses Stück beschränkt. Dass es sich wirklich um eine Diktierübung handelt, beweisen zwei Hörfehler in v. 10 Cr.: καὶ πρώτος (statt πλωτός) ἰχθῦς | συνελάλει φιλοναίτης (statt φίλω ναύτη); der zweite zugleich Beispiel für den einzigen Mangel der Orthographie: Unsicherheit in den O-Lauten infolge der Quantitätsausgleichung (δικαίων und ἀνθρώπων v. 1, δμίλων v. 11). Dagegen ξυνετὰ v. 11 verschuldete wohl der Lehrer; Babrius scheint nur *συν-* verwendet zu haben. Das Heft wurde unlängst neu herausgegeben von P. Collart, Les papyrus Bouriant, Paris 1926, Nr. 1, S. 25 f. Neues ist bei der Nachprüfung nicht herausgekommen; das eigentliche Problem aber, das der Fund entstehen liess, lässt der Herausgeber unberührt. Die Abweichungen des Papyrus (mögen sie nun dem diktierenden Lehrer oder mögen sie, was in den meisten Punkten von vornherein die grösste Wahrscheinlichkeit für sich hat, seinem Babriusexemplar zuzuschreiben sein) erweisen sich dem Athous gegenüber als so tiefgreifend im ganzen wie im einzelnen, dass notwendig eine der beiden Fassungen schlechthin unecht ist. Die Neuherausgabe mag also Anlass werden, dieses Problem endlich einmal energisch in Angriff zu nehmen. Es geht dabei um nichts Geringeres als um den Kredit des Athous überhaupt, d. h. um die Sicherheit und Tragfähigkeit des Bodens, auf den wir im Babrius im wesentlichen angewiesen sind.

Um aber von vornherein klarzustellen, wie ungerechtfertigt ein Vorurteil zugunsten des A(thous) wäre, das uns an den P(apyrus) mit sozusagen grundsätzlichem Misstrauen herantreten liesse, scheint es richtig, als Vorspiel einen anderen kritischen Fall zu erledigen, die Fabel vom sich spiegelnden Hirsch (43), weil auch da der Athous in scharfem Widerstreit steht zu zwei unabhängigen Textzeugen, einer davon wiederum aus der antiken Schulstube, noch ein Jahrhundert etwa älter als P, eine der palmyrenischen Wachstafeln. Hier lesen wir statt des einen Eingangsverses A

*ἔλαφος κεράσσης ὑπὸ τὸ καῦμα διωγῆσας κτλ.*

ein Verspaar, das am besten<sup>1)</sup> so ergänzt wird:

*ἔλαφος <ποδώκης> εὐκέρως ἀχαιῖν<ης>*

*<βοτάν>η<ς> κορεσθεῖς, <δίψαν ἢ φιλεῖ> φύειν κτλ.*

Da ist schon das Auftreten des von Babrius auch 95, 87 (*ἡ ἀχαιῖνη*) angewendeten Sondernamens für eine Hirschart entscheidend. Wenn es in A, obwohl es sich ebenso durch Gewährtheit wie choliambengerechte Wortform empfahl, in unserer Fabel nicht mehr steht, so ist, fürchte ich, die törichte Privatmeinung eines Grammatikers schuld, die der Urheber der Recensio A kannte und die uns im Schol. Ap. Rhod. IV 175 vorliegt. Danach schien es, die *ἀχαιῖνέαι* (mit

<sup>1)</sup> Crusius' Apparat durch Praef. p. XI u. XLVII zu ergänzen. — *ποδώκης* (Weil) besser als Crusius' *θέρει ποτ'* oder *θέρει τις*. Die Sommerhitze motiviert den Durst in A (und davon abhängig im sog. Aphthonius: *ἔλαφον τὸ θέρος ἐπὶ ναμάτων ἐκόμιζε χρεῖαν*, fab. 209 Schneider, bei Chambry 103 fehlend; vgl. Rabe, Aphth. p. XXIV). Der Text der Tafel motiviert dagegen den Durst mit reichlicher Äsung; Crusius' Text motiviert also überflüssigerweise doppelt. Auch treten bei Weil mit *ποδώκης εὐκέρως*, was an sich schon den palmyrenischen Text empfiehlt, gleich zu Beginn und miteinander vereint gerade die zwei Epitheta scharf hervor, die für den Verlauf der Fabel entscheidend sind. — *βοτάνης* statt Crusius' *ποιῆς*, die Lücke besser füllend, fand vor Jahren einer meiner Seminarteilnehmer; er verglich 128,7 und hom. *ἐπὶν βοτάνης κορέσσονται* (x 411). Ein anderes Mitglied fand *ἡ φιλεῖ δίψαν φύειν* (wie *γέλωτα, δόξαν, πόνουσ φύειν*). So hat den Buchstabenspuren zufolge (*η* hinter *κορεσθεῖς* und *ν*, oder *αιν*, vor *φύειν*) der Palmyrener wohl wirklich geschrieben, unbekümmert um den schliessenden Doppelspondens, während die von mir gebotene Umstellung die Wortfolge des Babrius selbst wäre. Crusius' Ergänzung *ἡ<ν νάπαισι γ>ἡ φύει* könnte als *προπαρασνευῆ* der *λίμνη ἡσυχάζουσα* empfohlen werden; er muss aber den sicher bezugten Infinitiv *φύειν* ändern.

den *σπαθιναῖοι* zusammen) könnten das gerade hier unentbehrliche grosse Geweih nicht besitzen, denn der Grammatiker fährt nach ihrer Erwähnung fort: *οἱ δὲ κέρατα μέγιστα ἔχοντες κεράσται*, und eben dieses *κεράσταις* ist in A eingesetzt worden. — Weiter: Der Ausdruck *ὑπὸ τὸ καῦμα* kann kaum etwas anderes sein als ein für Babrius noch unmöglicher Fall spätvulgärer Akkusativverallgemeinerung. Vielleicht ist es gar kausal gemeint (*ab aestu* Boissonade); *ὑπὸ τὸ καῦμα διηήσας* wie regelrechtes *ὑπὸ ψύχους κάμνοντες* 74, 1. Oder aber (weniger anstössig) temporal; doch passen auch dann beide im Hellenismus nachweisbare Verwendungen nicht, weder das ‚annähernd-ungefähre‘ (*ὑπὸ τὸν ὄρθρον*, act. Apost. 5, 21; Rutherford wirklich: *as the heat of the day came on*; aber der Durst kommt doch erst nach längerer Dauer der Hitze), noch auch passt ein ‚solange als‘ (*ἄμα τῷ φρωτὶ ποιῆσθαι τοῦς περιπάτους*, *ὑπὸ τὸ ψῦχος*, Polyb. V 56, 10). Mit diesen Bedenken verbindet sich Crusius' Hinweis auf andere Fälle, in welchen gerade Eingangsverse in A gekürzt sind; ganz sicher mindestens fab. 65, wo bei Suidas der ausführlichere Eingang noch erhalten ist. Derselbe Suidas aber, mit seinen auch sonst gegenüber A öfter sehr beachtlichen Varianten (vgl. meine Bemerkungen zu Fabel 25, Philol. LVIII, 1899, 401 ff.), belehrt uns weiter, dass in unserer Fabel vom Hirsch im Athous nicht nur durch Kürzen, sondern auch noch durch Interpolieren der echte Text entstellt ist. V. 6, wo leider die Wachstafel aussetzt — wie denn nicht selten Papyri und ähnliche Zeugen in fast neckischer Weise gerade kurz vor einer *crux famosa* versagen, wo man sie besonders gern zur Stelle wüsste —, heisst in A: *παρῆν δὲ Νέμεσις, ἥ τὰ γαῦρα πημαίνει*, eine Fassung, die schon rein für sich die stärksten Bedenken hervorrufen muss. Trotz des Zusammenklangs mit den letzten Worten des sterbenden Hirsches (*οἷς ἐγαυροσύμην*) kann doch nichts so klar sein als die Tatsache, dass nicht Hochmut es ist, was den Hirsch der Nemesis verfallen lässt. Neben dem Stolz *ἐπὶ τοῖς κέρασιν ὡς καλοῖς ἄγαν*<sup>1)</sup> steht ja völlig gleich die Niedergeschlagenheit

1) Es ist charakteristisch, dass in A ein Komma hinter *καλοῖς* die oben gegebene Verbindung ausschliessen und *ἄγαν* zu *ἡῤ̄χει* ziehen will, um so das Nimium und die Hybris zu erzielen, welche die Lesart im folgenden, vom Eingreifen der Nemesis handelnden Vers zu erfordern schien.

über Hufe und Beine. Ganz richtig bringt denn auch das beigegebene *Fabula docet* nicht etwa die Lehre ‚Hochmut kommt vor dem Fall‘, sondern den Hinweis auf die Unsicherheit unseres Urteils darüber, wie es mit uns selbst und mit unserer Ausstattung eigentlich steht, eine Unsicherheit, die uns, je nachdem, zum Selbstvertrauen oder auch zur Hoffnungslosigkeit, beides am falschen Ort, veranlassen könne. Auf diese Deutung im Epimythion, mit welcher die Athousfassung von v. 6, die nur von der Hybris des Prablers weiss, schlechthin unvereinbar ist, muss jetzt (was Crusius noch nicht wissen konnte) entscheidendes Gewicht gelegt werden; denn dieses metrische Epimythion gehört zu den ursprünglichen und alten. Kennt es doch zu unserer Überraschung neben dem Palmyrener auch schon der dem zweiten nachchristlichen Jahrhundert zuzuweisende Pap. Oxyrh. X (1914) Nr. 1249, S. 134, wenn auch nur eben noch den Anfang des letzten Verses (wo — beiläufig — wohl  $\xi\sigma\theta' \delta\theta'$  für  $\acute{\epsilon}\nu\lambda\omicron\theta'$  zu schreiben ist trotz dessen sogar zweimaligen Bezeugung durch die Schultafeln, gemäss der Lachmannschen Regel, dass bei drei Schlusskürzen die letzte unelidierbar ist, um welcher Regel willen Lachmann eben unseren Vers für unbabrianisch erklärte, praef. p. XV). Wie anders nun sieht der in A unmöglich gestaltete Vers 6 bei Suidas aus!  $\mu\alpha\rho\eta\tilde{\nu} \delta\acute{\epsilon}^1) \text{ Νέμεσις, } \eta \tau\acute{\alpha} \gamma\eta\varsigma \acute{\epsilon}\rho\omicron\pi\tau\epsilon\acute{\upsilon}\epsilon\iota$ . Gemeint ist also die Nemesis  $\acute{\epsilon}\rho\omicron\rho\omicron\varsigma$ , wie sie in dem bei Suidas dem Babriuszitat unmittelbar angereihten Aelianzitat heisst (fr. 160 Herch.). Sie wechselt mit den  $\delta\acute{\alpha}\iota\mu\omicron\nu\epsilon\varsigma \acute{\epsilon}\rho\omicron\pi\tau\alpha\iota$ , mit Dike  $\acute{\epsilon}\rho\omicron\rho\acute{\omega}\sigma\alpha$  (Aelian fr. 28) und mit anderen Gottheiten, deren Auge der Beobachtung des Erdentreibens zugewendet ist<sup>2)</sup>, so dass z. B. der Rhetor Triarius unbestimmt sagen konnte: *quidquid est, quod ex sublimi res spectat humanas, invoco* (Seneca, controv. VII 1, 25). Immer ist dabei ebenso das Verb charakteristisch (*Einsehung tun*, wie *inspicere animadvertere*, noch Luther) wie auch das Objekt:  $\tau\acute{\alpha} \gamma\eta\varsigma$  oder ähnlich.  $\text{Περὶ Δίκης παρὰ τοῦ θεοῦ τεταγμένης ἔρροπεύειν τὰ ἐπὶ γῆς γυγνόμενα ὑπὸ τῶν ἀνθρώπων}$  beginnt ein Titel bei Stobaeus (I p. 52 Wachsm.

<sup>1)</sup>  $\mu\alpha\rho\eta\tilde{\nu} \delta' \eta$  die Handschriften, wider das Metrum.

<sup>2)</sup> Reiche Stellensammlung bei Gerhard, Phoinix von Kolophon (L 1909) 83 zu  $\acute{\epsilon}\sigma\tau\iota\nu \gamma\acute{\alpha}\rho, \acute{\epsilon}\sigma\tau\iota\nu, \delta\varsigma \tau\acute{\alpha}\delta\epsilon \sigma\kappa\omicron\pi\acute{\epsilon}\iota \delta\acute{\alpha}\iota\mu\omicron\nu\omega\nu$ . Vgl. jetzt auch H. Volkmann, Arch. f. Religionswiss. XXVI (1928) 302.

und genau so das Hermeticum ebd. p. 62 und Philon in Flacc. 18). Insbesondere von Nemesis wie Suidas-Babrius auch Herodes Atticus (epigr. Kaibel 1046, 61): ἡ τ' ἐπὶ ἔργα βροτῶν δράσας, 'Ραμνονοιὰς Οὐπι, sowie hymn. Orph. 61, 2. Geradezu von theologischer Terminologie spricht der bereits von Crusius zitierte Ammian (XIV 11, 25 über Adrastia-Nemesis): *quam theologi veteres fingentes Justitiae filiam ex abdita quadam aeternitate tradunt omnia despectare terrena*. Wenn wir nun noch hinzunehmen, dass die Vorstellung des *numen inspectans* und das zugehörige Verb ἐποπτεύειν dem Babrius auch sonst geläufig ist (τὰ πάντ' ἐποπτεύειν 2, 8; Πανός, ὃς νάπας ἐποπτεύει 3, 7; δεσπότης ἐποπτεύων vom irdischen Herrn 88, 5 und substantivisch ἐπίσκοπος δαίμων 11, 4), so liegt es zutage: die Fassung des Suidas, wo, und zwar an gleicher Versstelle, das für die antiken religiösen Anschauungen formelhaft gewordene und gleichsam rituelle Wort wiederkehrt, hat gegen die sachlich ohnehin anstößige Form im Athous alle Gründe für sich, um für alt und echt zu gelten. Zudem können wir in diesem Fall auch noch die Entstehung des Eingriffs verständlich machen. Evidentlich haben die christlichen Leser zwar nicht am Abstraktum νέμεσις als einem in die Ethik gehörigen Ausdruck für das immanente Sichdurchsetzen und Korrektur übende Wirken der Moralordnung Anstoss genommen, wohl aber an der kosmischen Weltaufseherin und Göttin Nemesis, die ihren Sitz im Himmel haben sollte, welche Vorstellung von der ἐποπτεύουσα besonders klar im vorhin erwähnten Hermeticum hervortritt: δαίμων γάρ τις μεγίστη τέτακται, ὧ τέκνον, ἐν μέσῳ τοῦ παντός εἰλουμένη, πάντα περιορῶσα τὰ ἐπὶ γῆς γινόμενα ὑπὸ τῶν ἀνθρώπων (eine Stelle beiläufig, die auch zeigt, dass das Walten dieser Macht nicht, wie es u. a. nach Aelian scheinen könnte, auf das Bestrafen von ὕβρις und Prahlerei sich beschränkt, vielmehr ist da weit näher kommend dem Sinn unseres Epi-mythions von der allgemeinen Sündhaftigkeit und der daraus folgenden Schwäche der Menschennatur die Rede, etwas, das mit ὀλισθαίνειν bezeichnet wird, ganz wie Babrius sagt: σφάλλουσιν ἡμᾶς ἔσθ' ὅθ' αἱ πεποιθήσεις). Der christliche Anstoss hat denn auch in der Suidasüberlieferung selber zur Textänderung geführt: die transzendente Νέμεσις war nicht leicht in die immanente νέμεσις umzudeuten, wenn τὰ γῆς Objekt zu ἐποπτεύει blieb; so schrieb man denn, freilich um

das Metrum unbekümmert, ἢ τᾶδικ' ἐποπτεύει. Zunächst als Variante, obgleich die Einführung durch ἢ καὶ ἄλλως jetzt, soviel man sieht, nur die Vulgatüberlieferung hat. V stellt beide Lesarten ohne diese Worte einfach nebeneinander; das Interessante aber ist, dass A die anstössige der beiden Lesarten ganz weglässt und nur die sekundäre hat, der alsdann Porson mit ἢ τὰ δίκαι' ἐποπτεύει aufzuhelfen suchte, vergeblich, da sein Anapäst auch wieder unabribianisch ist. Dieser Vorgang in der Suidasüberlieferung macht es sehr wahrscheinlich, dass auch im Athous die mit dem tatsächlichen Verhalten des Hirsches und mit dem Epimythion unvereinbare Fassung des Verses einem aus christlichen Bedenken erfolgten Eingriff verdankt wird, weshalb es denn auch schwerlich richtig ist, mit Crusius *Νέμεσις* statt *ρέμεσις* zu schreiben. Ebensovienig ist aber Lachmanns (schon als solche bedenkliche) Kontaminationslesung zulässig: ἢ τὰ γαῦρ' ἐποπτεύει. Freilich offenbart sie sein sicheres Empfinden dafür, dass ein religionsgeschichtlich so reich bezeugter und auch babribianischer Ausdruck wie *ἐποπτεύει* echt sein müsse.

Nach solchem Einblick in die innerhalb der Athousüberlieferung mögliche Verfälschung wenden wir uns frei von einem Vorurteil zu seinen Gunsten den stark auseinanderweichenden Fassungen des Proömiums zu und stellen sofort fest: während A die hesiodische Fünffzahl bietet (oder bieten wollte), macht P nur drei Zeitalter namhaft. Beim Gegenüberstellen ist es aber recht und billig, dass wir mit P nicht den geschönbesserten, sondern den wirklich überlieferten Text von A vergleichen (wobei natürlich belanglose Flüchtigkeiten hüben und drüben ausser Betracht bleiben und ohne weiteres korrigiert werden).

P: Γενεὴ δικαίων ἦν τὸ πρῶτον ἀνθρώπων,  
 ὦ Βράγχε τέκνον, ἦν καλοῦσι χρυσεῖην,  
 μεθ' ἦν γενέσθαι φασὶν ἀργυρεὴν ἄλλην·  
 τρίτη δ' ἀπ' αὐτῶν ἔσμεν ἢ σιδηρεῖη.

ἐπὶ τῆς δὲ χρυσεῖς κτλ. (bestand die in den Fabeln vorausgesetzte Sprechgemeinschaft zwischen Mensch und Tier).

Also: erst das dritte Geschlecht nach den aufgezählten ersten beiden (ἀπ' αὐτῶν) sind wir, die Eisernen. Mit Bedacht sind die beiden dazwischen liegenden Stufen, das eherne und das

heroische, unbenannt geblieben. Es kommt nichts auf die Namen dieser Zwischenglieder an, viel dagegen auf den grossen Abstand, der unsere, der Tierwelt entfremdete Zeit von den Zeiten jener Urgemeinschaft trennt. Freilich, warum für diese das silberne Zeitalter neben dem goldenen noch mitgenannt wird, ist zunächst rätselhaft, wird sich aber weiter unten aufhellen. — Demgegenüber ist nun für A das Bestreben kennzeichnend, durch Hinzufügen und Benennen der zwei in P übergangenen Alter die hesiodeische Tradition ungekürzt zur Geltung zu bringen, und zwar geschieht dies in einer verräterisch stümperhaften Form, wozu indessen das Fehlen des silbernen nicht gehört; hier handelt es sich, wie man längst gesehen hat, um eine individuelle Lücke von A. ἀπ' αὐτῶν ist ihrzufolge nunmehr auf v. 1 ἀνθρώπων zu beziehen.

A: Γενεὴ δικαίων ἦν τὸ πρῶτον ἀνθρώπων,  
ὧ Βράγχε τέκνον, ἦν καλοῦσι χρυσείην,

\* \* \*

τρῖτη δ' ἀπ' αὐτῶν ἐγενήθη χαλκείη,  
μεθ' ἣν γενέσθαι φασὶ θεῖαν ἠρώων·  
μεμπτή σιδηρὰ ῥίζα καὶ γένος χεῖρον.  
ἐπὶ τῆς δὲ χρυσεῖς κτλ.

Schon Lachmann hat mit Recht hier eine breite Interpolation angenommen. Er liess sie allerdings mit dem jetzt zufällig fehlenden Vers über die Silberzeit beginnen und reihte ἐπὶ τῆς δὲ χρυσεῖς gleich an das Anfangsdistichon, die Wortwiederholung durch seine Konjekture ἐπὶ τῆς δ' ἐπίσης erleichternd. — σιδηρὰ statt σιδηρῆ will natürlich nichts besagen; in α/η schwankt A oft. Aber v. 3 ist unmetrisch. Wenn der Korrektor (Minas?) durch τις hinter αὐτῶν nachhalf, so war damit weder die unbabrianeische, vulgäre Aoristform beseitigt (daher <αὐτ'> ἐγένετο Crusius, den Autor des Verses, nicht den Schreiber korrigierend), noch beseitigte es den dopspondeischen Schluss. Dieser wiederholt sich obendrein gleich im nächsten Vers, und im übernächsten ist ebenfalls nicht eben normal für Babrius das schliessende Properispomenon χεῖρον: etwas viel Entgleisung für einen so korrekten Versifex, zumal in Versen, mit denen er sich gleichsam vorstellt und seine Kunst einführt! Natürlich kann man die Sache ins Geleise bringen. Vor allem θεῖαν verbietet ja ohnehin der Dialekt. Also ent-

weder *διαν* (Eberhard) oder mit Crusius *θειον*, wo man dann aber einen zweiten Versausfall annehmen muss (*γένος παλαιῶν ...*, nach Crusius). Unter solchen Umständen ist es geraten, die Missgeburt zu lassen, wie sie ist. Zu Lachmanns *πέμπτη* statt *μεμπτή* (was doch verständiges Griechisch ist) war freilich ohnehin kein Anlass. Wenn schon die Heroen ohne Zahlwort eingeführt wurden, warum nicht auch die Eisernen? Die Konjektur verschleiert obendrein wiederum einen Fehlgrieff, der den Interpolator verrät, diesmal einen sachlichen. Denn *μεμπτή* ist deshalb ungeschickt, weil es an der Zeitalterüberlieferung das Motiv des moralischen Abstiegs zu stark betont. Gewiss, mit *δικαίων* klingt das an, aber dabei zu verweilen ist unangebracht, auf diese Seite der Sache kommt es hier gar nicht an; das zeigt zwingend der folgende Vers. Nach *μεμπτή σιδηρῆ* geht es ja gar nicht, wie man denken sollte, weiter: ‚In der goldenen Zeit aber war alles besser‘, sondern ‚In der goldenen Zeit konnten eigentümlicherweise Mensch und Tier miteinander sprechen.‘ Dass dies längst vorbei ist und wie weit es zurückliegt; mit dieser hier allein angebrachten Feststellung begnügt sich der knappe und tadellose Text in P.

Also Interpolation in A, wenn auch ihr Ausscheiden nicht so einfach ist, wie Lachmann annahm. Ehe wir weitergehen, müssen wir noch das oben schon erwähnte Rätsel des silbernen Zeitalters lösen. Warum überhaupt wurde es neben dem goldenen mitgenannt? Es ist das besonders auffällig bei einem Blick auf die literarische Tradition. Offenbar war es ein uraltes Requisite der Fabelbücher, ihren Geschichtenschatz aus jener vorzeitlichen Sprachgemeinschaft abzuleiten und auf diese Weise ihre Moralien mit demselben Kredit einer Urweisheit auszustatten, wie ihn nicht wenige Denker auf Grund bestimmter Theorien über den Verlauf der Menschheitsgeschichte auch anderen volkstümlichen Traditionen zugebilligt haben, z. B. Aristoteles den Sprichwörtern (*ἐγκαταλείμματα παλαιᾶς φιλοσοφίας* fr. 13 Rose min.). Bezüglich der Fabel kennt — und ironisiert! — schon Platon eine solche Tradition über die *τρόφιμοι τοῦ Κρόνου*, ihre Unterhaltungen mit den Tieren und die sogenannte Philosophie ihrer *μῦθοι* (Pol. 272 B; vgl. auch Xenophon, Apomn. II 7, 13: *ὅτε φωνήεντα ἦν τὰ ζῷα*). Aber die Zeit, an die bei dieser Tradition gedacht wird, ist allemal und allein die goldene, das

Kronoszeitalter. So wohl auch bei Kallimachos in den Jamben. Die mit unserem Babriusprolog so gut vergleichbaren Verse fr. 87 Schn.: ἦν κείνος οὐναντός, ᾧ τό τε πτηρὸν | καὶ τοὺν θαλάσση καὶ τὸ τετράπουν οὕτως | ἐφθέγγεθ' ὡς ὁ πηλὸς ὁ Προμηθεΐος denkt sich Pfeiffer mit Recht in der grösseren Lücke vor dem jetzigen Vers 160, der ausdrücklich mit τὰπὶ Κρόνου beginnt. Es ist dann (163) die Rede vom Ausschluss der Tiere aus dieser Urgemeinschaft, den später Zeus veranlasste: τῶν ἐρπετῶν μὲν ἐξέκοψε τὸ φθέγμα<sup>1)</sup>, und der dem babrianischen gleiche Zweck dieser Ausführungen verrät sich in einem Zitat aus Aesop, der diese Dinge erzählt hat (171 ff.): ταῦτα δ' Αἰώποπος | ὁ Σαοδιηρὸς εἶπεν κτλ., ganz wie unser Babrius: μάθοις ἂν οὕτως ταῦτ' ἔχοντα καὶ γροΐης | ἐκ τοῦ σοφοῦ γέροντος ἦμιν Αἰσώπου, so dass denn also wohl wirklich ein (schon Platon bekanntes) altes prosaisches Aesopbuch einen solchen Prolog mit mythistorischer Ätiologie der Fabel gehabt hat. Aber, wie gesagt, immer ist es das Kronoszeitalter, das die Legitimation liefert. Was will das silberne daneben? Da darf man, ohne fehlzugehen, wohl annehmen: sei es Babrius selbst, sei es irgend ein Vorgänger wollte damit eine Aporie lösen, die sich für einen etwas pedantischen Rationalismus dieser Mythistorie gegenüber allerdings unvermeidlich einstellte, insofern als die Voraussetzungen der Tierfabel in einigen Dingen mit der traditionellen Schilderung der goldenen Zeit in offenem Widerspruch waren. Damals herrschte allgemeiner Frieden: οὐτ' ἄγριον ἦν οὐδὲν οὔτε ἀλλήλων ἐδωδαί, kein πόλεμος, keine στάσις. Auch keine Arbeit, insonderheit nicht die schwere des Landmanns (καρποῦς οὐχ ὑπὸ γεωργίας φρομένους ἀλλ' αὐτομάτης ἀναδιούσης τῆς γῆς, alles in Platons Worten). In der äsopischen Fabel dagegen

<sup>1)</sup> Es scheint da ein satirischer Seitenhieb gestanden zu haben. In bestimmten Menschen haben sich Besonderheiten erhalten aus der Sprechweise der Tiere, bei den Demagogen (?) die der Papageien, οἱ δὲ τραγωδοὶ τῶν θάλασσαν οἰκεύτων | ἔχουσι φωνήν. Das geht wohl auf den βόμβος, eine Erbschaft der Muscheltiere, in deren Gehäusen es ebenso dumpf braust wie in den λημύθια, die den Ausdruck *ampullari* veranlasst haben; vgl. Heinze zu Hor. ep. I 3, 14 und bei Kallimachos selbst an anderer Stelle den Vers ἦτις τραγωδὸς μοῦσα ληλυθίζουσα (fr. 98c Schn.). Die Schwätzer sind nach Plutarch ὤσπερ ἀγγελία κενὸι φρονῶν, ἦχον δὲ μεστοί, de garrul. 1, 502 D. Hesych kennt auch κογγαλιζειν, ἀπὸ τοῦ ἦχου τῶν κόγγων. [Vgl. ob. 91 f.]

gibt es doch nun unter den Tieren Verfolger und Verfolgte, es gibt Jäger und Fischer, und bei Babrius stehen ganz nahe dem Proömium gleich drei Fabeln (13. 26. 33), wo Vögel und Landwirt keineswegs wie im Proömium, nur ein Schwätzchen miteinander halten, sondern der Bauer ist ihnen feindlich und wehrt sie kräftig ab, *ὄλεθρος περιμάτων ἀρουραίων*. Die *λύσεις* solcher *ἔνοστασις* konnte nun jemand so vornehmen, dass er bei Hesiod feststellte, das silberne Alter, wenn auch an sich eine *γενεὴ χειρῶν*, hat doch noch nicht alle Vorzüge des goldenen eingebüsst, was zu folgern schien aus den Worten: *ἀλλ' ἔμπης τιμὴ καὶ τοῖσιν ὀπηδεῖ* (Op. 142). So konnte man denken, unter anderem sei da der Vorzug der alten Sprachgemeinschaft mit den Tieren noch erhalten geblieben. Darum wird also neben dem goldenen Zeitalter das silberne besonders genannt als der eigentliche Hintergrund der Fabelwelt, ja es wird, wie *τρίτη δ' ἀπ' ἀντῶν* in P beweist, mit dem goldenen gleichsam gepaart und gemeinsam der Folgezeit gegenübergestellt. Freilich dem blossen Erraten des Lesers konnte so etwas wohl nicht überlassen werden; es musste irgendwie ausgesprochen sein. Aus diesem Grunde ist es wirklich schade, dass P nur bis v. 12 Cr. geht (wir sahen, auch v. 13 über die *θνητῶν καὶ θεῶν ἔταιρείη* hat er nicht mehr). Ich halte es aber für fast sicher, dass die Schilderung der *χρυσῆ* durch einen im Athous wiederum nur individuell in Verlust gekommenen Vers abgeschlossen war, probeweise etwa: *λόγων δ' ἀμειψίην εἶχε ἀργυρῆ χειρῶν* (d. i. *καίπερ χειρῶν-οῦσα*), wonach es dann passend weiterging: *μάθοις ἂν οὕτω ταῦτ' ἔχοντά κτλ.* — Natürlich kann das Fehlen des Silbers gleich an zwei Stellen in A nicht Zufall sein. Wenn wir aber sehen, dass der echte Anfang seiner in P erhaltenen Erwähnung, *μεθ' ἣν γενέσθαι φασὶν*, jetzt in A missbraucht worden ist für die Interpolation der Heroen, so kann man wohl annehmen, dass alsdann der Vers, den der Interpolator dem Silber widmete, ganz von eigener Mache war und vielleicht dermassen verunglückt, dass der Schreiber des Athous ihn aus seiner Vorlage nun doch nicht mit der übrigen Stümperei zusammen übernehmen mochte. Konsequenterweise wurde dann wohl auch die zweite Erwähnung der *ἀργυρῆ* erst in A ausgelassen. Das ist gewiss nur eine Möglichkeit, den individuellen Zustand in A zu erklären. Der Sachverhalt der Recensio A selbst und das gegenseitige Verhältnis der zwei Textfassungen A

und P im ganzen wird davon nicht berührt, wenn man sich den Vorgang, der zum jetzigen Bestand in A führte, etwas anders zurechtlegt.

Dass wir mit einer Art Auseinandersetzung der Fabeltradition mit Hesiod und der herkömmlichen Ausmalung des goldenen Alters rechnen müssen, zeigt meines Erachtens auch v. 12 Cr. *ἐφύετ' ἐκ γῆς πάντα μηδὲν αἰτούσης* (wo — beiläufig — das früher einmal grammatisch beanstandete *μηδ' ἄν* statt *οὐδὲν* lediglich zur Hiatverhütung steht; vgl. Crusius' Index 370). Ich hatte einst den Vers (a. a. O. 405) aus sachlichen Bedenken ganz ausscheiden wollen, als einen vom Rande her in den Text gedrungenen, in metrischer Form vorgebrachten Protest gegen die im goldenen Alter scheinbar traditionswidrige Erwähnung eines *γεωργός* gleich vorher (*στρουθοὶ δὲ συνετὰ πρὸς γεωργὸν ὠμίλον*), während doch *per se dabat omnia tellus* und das Fehlen von Pflug und Pflüger als stehender Zug durch alle die vielen Varianten jahrhundertlang unveränderlich hindurchgeht. Dass man meine Athetese mit Recht bestritt, erweist nun der alte Zeuge P, der glücklicherweise gerade diesen Vers noch mitbringt. Man wird also annehmen müssen, durch Hesiods Worte *οἱ δ' ἐθελήμοι ἦσυχοι ἔργ' ἐνέμοντο σὺν ἐσθλοῖσιν πολέεσσιν* (Op. 118) fühlte sich Babrius berechtigt, den *ἔργα* einen *γεωργός* hinzuzufügen, aber in einem besonderen Sinne. Denn mit Recht hat v. Wilamowitz als Hesioderklärer das Wort *ἦσυχοι* betont, welches den *ἔργα* zum Trotz das eigentliche Arbeiten ausschliesst. Auch Babrius wird so verstanden und demnach an die willkommene und geruhige Tätigkeit des Sammelns und Bergens gedacht haben, und eben dieses will der (sicherlich parenthetisch zu denkende) nächste Vers nahelegen; mit den Vögeln als *ἄλεθρος σποράς*, wie nachher im silbernen Zeitalter und demnach auch in der Fabelwelt, in grimmiger Fehde zu liegen hatte der immer nur die Fülle mühelos erntende Landwirt der goldenen Zeit noch keinen Grund.

Stark auseinander gehen nun aber auch die Schilderungen selber in A und P:

A: *ἐπὶ τῆς δὲ χρυσοῦς καὶ τὰ λοιπὰ τῶν ζώων  
φωνὴν ἑταρθερον εἶχε καὶ λόγους ἦδη·  
ἀγοραὶ δὲ τούτων ἦσαν ἐν μέσαις ὕλαις·  
ἐλάλει δὲ πέτρῃ καὶ τὰ φύλλα τῆς πεύκης,  
ἐλάλει δὲ καὶ ἰχθῦς, Βράγχε, νηὶ καὶ ναύτῃ,*

στρουθοὶ δὲ συνετὰ πρὸς γεωργὸν ὠμίλου  
 (ἐφύει' ἐκ γῆς πάντα μηδὲν αἰτούσης).  
 θνητῶν δ' ὑπῆρχε καὶ θεῶν ἑταιρείη.

P: ἐπὶ τῆς δὲ χρυσῆς καὶ τὰ λοιπὰ τῶν ζώων  
 φωνὴν ἔναρθρον εἶχε καὶ λόγους ἤδη,  
 οἷους περ ἡμεῖς μυθέομεν πρὸς ἀλλήλους.  
 ἐλάλει δὲ πεύκη καὶ τὰ φύλλα τῆς δάφνης,  
 καὶ πλωτὸς (cod. πρῶτος) ἰχθὺς συνελάλει φίλῳ ναύτη,  
 στρουθοὶ δὲ ξυνετὰ κτλ. (bis μηδὲν αἰτούσης).

Das ist die einzige Stelle, wo P gegenüber von A zunächst einen Versager hat, mit dem Fehlen des Verses über die *ἀγοραί*, mag ihn nun der Schüler oder der Lehrer oder dessen Buch übersprungen haben. Ein Versehen ist das jedenfalls; denn der Vers ist gut und an seinem Platz. Wir spüren hier in Babrius recht eigentlich den Schulstubenpoeten. *φωνή ἔναρθρος*, *vox articulata*, das ist in der stoisch-römischen Vulgärgrammatik die Grundlage der Sprache, unterschieden von der *vox confusa*, für die als Beispiel später u. a. gerade die Tierstimmen dienen (Barwick, Philol. Suppl. XV 1922, 94 und Verf., Glotta XIII 1924, 38). Auf diesem Grunde ruhen dann die *λόγοι sermones*, und deren höchste Entwicklungsstufe wiederum stellt die Kunstrede des Redners dar. Diese durfte dem Grammatik- und künftigen Rhetorschüler nicht vorenthalten werden. Alles war damals in jener Gemeinschaftssprache schon erreicht; sogar richtige *ἀγοραί* hielten die Tiere ab. Hierbei ist auch *ἐν μέσοις ὄλαις* keine müßige Ausmalung. Nach der gerade in kleinen Finessen unverächtlichen Kunst des Babrius will das zweierlei. Einmal reihen sich nun im natürlichen Fluss der Vorstellungen die redenden Bäume gut an, die der Pflanzenfabeln wegen nicht fehlen dürfen. Zweitens hilft der Ausdruck das Anordnungsprinzip klarstellen, wonach genau wie bei Kallimachos die *λοιπὰ ζῶα* geordnet sind: *terrestria*, *aquatilia*, *volatilia* (so dass zuletzt die *θεοὶ* den *θνητὰ ζῶα* als einem gegliederten Gesamt gegenüberstehen). Die Nachlässigkeit indessen, den guten Vers übergangen zu haben, macht P sofort wett, indem es in diesem Zusammenhang nun auch seinerseits einen tadellosen Plusvers bringt, der nun wieder in A ausgelassen wurde. Er besagt, was in der Tat kaum fehlen konnte, dass jene urzeitliche Gemeinsprache die menschliche war. Nicht als ob der Mensch damals die Tiersprachen verstanden hätte,

sondern die Tiere sprachen die Menschengsprache. Das unterlässt auch Kallimachos nicht festzustellen: sie redeten *ὡς ὁ πηλὸς ὁ Προμηθεῖος*, und mit der nachfolgenden Veränderung hat deshalb Zeus nicht uns, sondern die Tiere getroffen: *τῶν ἐρπετῶν μὲν ἐξέκοιτο τὸ φθνέγμα*. Genau so nach P auch Babrius. Formal wird der Vers schon mit der Beobachtung unverdächtig, dass im Hinblick darauf, dass es *μῦθοι* sind welche die Zeugnisse für die Ursprache liefern, das ganz rare (wohl nur poetische) aktive *μυθέω* gewählt ist, gesichert nicht nur durch eine Glosse *μυθῆσας· εἰπῶν* (Phot. Suid.), sondern auch durch die Akzentregel, die *μυθῶ* von *φθινύθω* und anderen Verben auf *-ύθω* unterscheidet (Herodian I 440, 18 L.; vgl. 441, 9). So etwas macht kein Interpolator, zumal auch noch der aus *μυθέομεν πρὸς ἀλλήλους* sich ergebende Anapäst genau nach der babrianischen Regel steht, die ihn an solcher Stelle nur dann duldet, wenn Synizese ihn abmildert (Crusius p. XXXVI). Also echt!

Der folgende Vers gilt in P ganz der sogenannten Pflanzenfabel, die mit dem *νεῖκος δάφνης καὶ ἐλαίας* auch bei Kallimachos (211 ff.) mit einem schon im alten Orient berühmten Stück vertreten war. Bei Babrius war sie häufiger als der Athous erkennen lässt (36. 38. 64); vgl. 143. 151. 178. 181. 202. 223). Sehr anstössig dagegen ist es, wenn A in diesem Vers neben der Hindeutung auf die Pflanzenfabel auch noch die *πέτρα* reden lässt. Wo käme eine solche Fabel vor? Gewiss, es redet Fab. 71 das Meer (weshalb Lachmanns Freunde im Proömium vorschlugen: *ἐλάλει δὲ πόντος, Βράγγε*, aber da wirkte das Apograph des Minas ein, mit dem Einfall *ἐλάλει δὲ πόντιος ἰχθύς, Βράγγε*). Das Meer redet *γυναικεῖν λαβοῦσα φωνήν* und heisst doch in der gleichen Fabel *ἀνηλεὲς στοιχεῖον*. Indessen wer weiss, wie weit *στοιχεῖον* zu Babrius' Zeit schon auf dem Wege zu jener spätantiken und neugriechischen Entwicklung war, wonach es ‚Elementargeist‘ oder überhaupt ‚böser Geist‘ heissen kann (vgl. Diels, Elementum 56). Auch legt *γυναικεῖα φωνή* nahe, dass Vorstellungen von Meerfrauen hineinspielen. Bemerkenswert Sueton von Caligulas Wahnträumen: *pelagi speciem conloquentem secum videre visus* (50, 3). Der Fall scheidet besser aus, um so mehr, als scheinbar viel eindeutiger Beispiele zugunsten der *πέτρα* sprechen, wo wirklich unbeseelte Dinge reden: 114 prahlt eine Lampe, 172 reden ein Fell und ein Fluss miteinander,

193 ein Paar Töpfe, und 52 muss sich der Wagen vom Fuhrknecht wenigstens anreden lassen. All das ist richtig, hilft aber an unserer Stelle nichts. Der Dichter hat ja angekündigt, es sprachen damals *καὶ τὰ λοιπὰ τῶν ζώων*; also Zoa sind es, für die er Beispiele geben will, und er tut es, wie wir sahen, in der herkömmlichen Gliederung, welche die Welt der Lebewesen (mit Einschluss der Pflanzen) ordnet. P führt das glatt durch, in A ist es ungeschickt gestört, nicht durch *πέτρα* allein, sondern gleich darauf nochmals, indem als Gesprächspartner neben dem Fisch und dem Schiffer auch noch das Schiff erscheint, während P auch hier der Ankündigung entsprechend auf die Zoa sich beschränkt<sup>1)</sup>. Freilich wird nun mancher einwenden: aber in der Fassung P verlieren wir eine Kostbarkeit, die in A stehende Anrede *Βράγχε*. Ist sie wirklich so einzuschätzen? Aus welchem Grunde würde der eingangs ja schon genannte Name hier wiederholt? Auch im zweiten Proömium (S. 98 Cr.) steht *ὦ παῖ βασιλέως Ἀλεξάνδρου* nur einmal, zu Beginn. Rein formell würde der Vokativ, zumal er ohne *ὦ* affektisch ist, das vorausgehende *κίθῳ* stark hervorheben (wie im einzigen Fall, wo *Βράγχε* wiederkehrt, das davorstehende Wort stark betont ist, 74, 15). Das könnte sinnreich scheinen: selbst der Fisch, jetzt bekanntlich das stumme Zoon *κατ' ἐξοχήν*! Indessen gerade hiermit tritt die unbedachte Stümperei zutage; denn eben der

<sup>1)</sup> Ich habe das unverständliche, wie ich glaube, nur verhörte *πρῶτος* — denn dass etwa gemeint sei ‚der Fisch beginnt, nimmt das Wort‘, geht deshalb nicht, weil es nicht *ἐλάλει*, sondern *συνελάλει* heisst — in *πλωτὸς* verändert. Das ist kein müssiges Epitheton (*πλωτὰ ζῶα* für Wassertiere Aristoteles u. a.; Babrius selbst 61, 4 vom Fischer: *κυνηγὸς ἰχθύων ἀλιπλώων*), sondern es ist so gemeint wie bei bestimmten Fischarten (Aalen u. a.), die *πλωταί* oder *πλωτες* als Beinamen oder auch als wirkliche Namen haben (Ath. I 4 c und VII 307 b), offenbar weil sie oft auf der Oberfläche schwimmen, Fahrzeugen ähnlich. *πλωτὸς* also wie *ἐμπλώων*, oder wie *ἐμπλοος*, was man vielleicht bei Empedokles fr. 117 herstellen darf: *ἐξ ἁλὸς ἐμπλοος ἰχθύος* statt *ἐμπορος*; vgl. v. Wilamowitz. SB. Berl. Akad. 1929, 635. Wie da an den herauschnellenden und dann obenauf ein Stück weiterschwimmenden Delphin gedacht ist, so wohl auch in der Babriusstelle; Boissonade setzte geradezu in den Text *ἐλάλει δὲ δελφίς, Βράγχε*. Man denke auch an Arions Fahrt auf dem Delphinrücken. Bei Mittelmeerfahrten sieht der Reisende diese *πλωτοί* oft genug. — Streit zwischen Delphinen und Walen, Babr. 39.

Athoustext ist es ja, der vorher sogar noch über die Zoa hinausgesteigert hat (*πέτρα*) und der das im gleichen Vers noch einmal tut (*ναῦς*). Also sein Text ist wirklich schlecht. Und so wäre das eingangs gestellte Problem gelöst. Leider sehr zu ungunsten des Athous; die Babriuskritik, die in der Hauptsache auf diesem Texte steht, hat keinen Anlass besonders buchstabengläubig zu sein. Dass damit andererseits nicht der Willkür Tür und Tor geöffnet werden soll, liegt auf der Hand. Crusius hat diese besonders durch Gitlbauer vertretene Richtung mit Recht zurückgewiesen. Wo der Athoustext nicht Eingriffen der hier geschilderten, immer in ihren Motiven kenntlichen Art ausgesetzt war, ist er gut; sonst würde er nicht so stark beherrscht erscheinen von den durch Crusius und seine Vorgänger ermittelten, überaus subtilen prosodisch-metrischen Gesetzen.

Hier könnte ich schliessen; doch glaube ich auch in dem durch P nicht erhaltenen Schlussteil des Proömiums über den Crusiusschen Text etwas hinauszukommen. — Er hat richtig gesehen, in den Zeilen *μάθοις ἄν οὕτω ταῦτ' ἔχοντα καὶ γνοίης | ἐκ τοῦ σοφοῦ γέροντος ἡμῶν Αἰσώπου | μύθους φράσαντος τῆς ἐλευθέρης μούσης* bedeuten die letzten Worte die Prosaform der Aesopfabeln. Der Dichter gibt, vermutlich latinisierend, *oratio libera* (= *soluta*) wieder, und latinisierend ist wohl auch der im Griechischen in solcher Verwendung nicht bräuchliche Qualitätsgenitiv (ohne Stoff- oder Zahlangabe). Dann sollte man aber in den nächsten zwei Versen — um zunächst einmal die unbeschädigten Worte herauszuheben: *ἄν* (scil. *μύθων*) *νῶν ἕκαστον . . . ἐμῆ μνήμη | μελισταγές σοι . . . κηρίον θήσω* — die Worte *ἐμῆ μνήμη* zum Widerspiel von *τῆς ἐλευθέρης μούσης* machen, d. h. verstehen als einen Ausdruck für die von Babrius im Gegensatz zu Aesop gewählte poetische Form. Das geht ohne weiteres, wenn man sie instrumental nimmt und als *ἐμῆ Μνήμη* deutet (*meā Musā*). Varietatis causa, wegen des vorangehenden *μούσης*, entsinnt sich Babrius, dass die Musenmutter Mnemosyne oder Mneme auch selber gelegentlich als Muse erscheint (Paus. IX 29, 2). Wenn so, dann wird in der vor *ἐμῆ Μνήμη* stehenden Korruptel *ἄν θείης* nicht Lachmanns ziemlich flaves Versfüllsel *ἄν θείης* stecken, sondern wirklich das von Crusius vermutete *ἀνθίσας*: durch seine poetische Musenkunst hat Babrius jeden einzelnen der äsopischen Prosamythen ‚beblümt‘, in ein kleines Blumen-

feld verwandelt, und dank dieser Blütenfülle kann er nun dem Branchos die honigtriefende Wabe bereiten. Hierbei hat er aber das vielgebrauchte Bild von der Dichterbiene nicht ganz traditionsgerecht und naturgetreu verwendet; denn die fleissige Sammlerin übt nicht vorher das ἀνθίζειν, sondern nur das ἀπανθίζειν oder ἀπανθίζεσθαι. Die kleine Entgleisung wird aber dadurch entschuldigt, dass ihm das Bienenbild sich herandrängte nicht eigentlich aus dem traditionellen Motiv heraus, sondern weil es ihm unentbehrlich war für einen zweiten, ihm persönlich wichtigeren Zweck, gegen welchen der bei den vielen Vorgängern allein beachtete Zweck etwas zurücktrat. Die Biene führt den Stachel, und so versichert er mit all dem Nachdruck, den ein Schlusswort haben kann: *πικρῶν ἰάμβων σκληρὰ κῶλα θηλύνας*. Mit ganz ähnlicher Kundgebung, zum Teil auch mit ähnlichem Ausdruck (*κέντρα πρηύνας*) schliesst das zweite Proömium. Man versteht die besorgte Gefissentlichkeit dieser Erklärungen. Dass auch harmlose Fabeldichtung als Satire und ungehörige Kritik ausdeutbar sein konnte, lehrt auch uns noch das Schicksal des Phaëdrus, und jetzt, wo wir schon um des Oxyrhynchospapyrus willen Babrius wieder etwas früher ansetzen müssen, scheint es gar nicht so unmöglich, dass auch die Gestalt und das Erlebnis des Graeco-Romanen Phaëdrus selber noch im Blickfeld unseres, trotz seiner griechischen Verse doch wohl römischen Dichters warnend gestanden haben. Also besonders um ihres Stachels willen kommt er auf die Biene, und so muss man wohl die kleine Unregelmässigkeit hinnehmen, dass er mit seiner Muse erst die Blumenfelder schafft und dann erst zur Dichterbiene wird und sie aberntet. Wenigstens möchte ich meinerseits das Crusiussche ἀνθίσας deshalb nicht verwerfen. — Es bleibt noch die letzte Korruptel, eine alte *crux*, das sinnlose *νῶ τὸ* zwischen *σοι* und *κηρίον θήσω*. Hier schrieb nun Lachmann *σοι νῶντι* (= *σωρεύοντι*), gewiss höchst gezwungen, um so mehr als niemand Waben ‚aufstapelt‘. Rutherford's *σοι τοῦτο* lässt vor allem das Entstehen des Fehlers in so planem Text völlig unerklärt. Andere Versuche übergeht man besser. Auch seinem *σοι νῶ τι* (= *τῶ σῶ νῶ τι*), das an Stelle der Person selbst ganz unerwartet und überflüssig deren *νοῦς* einsetzt, fügt Crusius mit begründeter Skepsis ein unbefriedigtes *interim scripsi* hinzu. Will man derartigen Behelfen entgehen, muss man — und warum dürfte man das bei einem Dichter

nicht? — zu einer unbelegten Wortbildung zu greifen den Mut haben: *μελισταγές σοι λωτοκηρίον θήσω*. Gedacht ist dabei an die köstliche Bienenweide des Lotos-Klees oder Meliloton, nach Theophrast wirklich eine Art des Lotos (hist. VII 15, 3). *Ubique nascitur, laudatissima in Attica* Plin. XXI 63 und ebd. 70 aufgezählt unter den geradezu als Bienenweide angebauten Pflanzen (vgl. Steier, RE. XIII 1530). Wie hübsch übrigens *θήσω* gesagt ist, gleichsam ein ehrwürdiges *artis vocabulum*, zeigte Crusius mit dem Hinweis auf Hesiod Theog. 597: *τιθ. ἰσί τε κηρία λευκά*.

Freiburg i. Br.

Otto Immisch.